



ARUNDHATI ROY

Der  
GOTT  
*der kleinen*  
DINGE

*Roman*



Wenn er seine Frau in den Armen hielt, ihre Wange an seinem Herzen, war Larry groß genug, um auf ihren Kopf hinabsehen zu können, auf das dunkle Wirrwarr ihres Haars. Wenn er sie mit dem Finger neben dem Mundwinkel berührte, spürte er ganz sacht ihren Herzschlag. Er liebte diese Stelle. Und das schwache, unsichere Pulsieren, direkt unter der Haut. Er berührte es, horchte mit den Augen, wie ein erwartungsvoller Vater, der sein ungeborenes Kind im Bauch der Mutter strampeln spürt.

Er hielt sie, als wäre sie ein Geschenk. In Liebe überreicht. Etwas Stilles und Kleines. Unerträglich Wertvolles.

Aber wenn sie sich liebten, kränkten ihn ihre Augen. Sie verhielten sich, als gehörten sie zu jemand anders. Jemand, der beobachtete. Der aus dem Fenster aufs Meer sah. Auf ein Boot auf dem Fluss. Oder auf einen Passanten im Nebel, der einen Hut aufhatte.

Er war wütend, weil er nicht wusste, was dieser Blick *bedeutete*, siedelte ihn irgendwo zwischen Gleichgültigkeit und Verzweiflung an. Er wusste nicht, dass an manchen Orten, zum Beispiel in dem Land, aus dem Rahel kam, unterschiedliche Arten von Verzweiflung um den Vorrang kämpften. Und dass *persönliche* Verzweiflung nie verzweifelt genug sein konnte. Dass etwas passierte, wenn persönlicher Aufruhr am Wegesrand stehen blieb und dem Schrein des unermesslichen, gewalttätigen, kreisenden, ungestümen, lächerlichen, wahnsinnigen, unfassbaren, öffentlichen Aufruhrs einer ganzen Nation einen Besuch abstattete. Dass der Große Gott heulte wie ein heißer Sturm und Vergöttlichung forderte. Der Kleine Gott (lieb und gebändigt, privat und begrenzt) kam mit Brandwunden davon und lachte benommen über seine eigene Tollkühnheit. Abgehärtet von der Bestätigung seiner eigenen Belanglosigkeit, wurde er unverwüstlich und wahrhaft gleichgültig. Nichts war sehr wichtig. Nicht viel war wichtig. Und je weniger wichtig es war, umso unwichtiger wurde es. Es war nie wichtig genug. Weil schlimmere Dinge geschehen waren. In dem Land, aus dem sie kam, einem Land, das für alle Zeiten zwischen dem Terror des Krieges und dem Horror des Friedens balancierte, passierten ständig schlimmere Dinge.

So lachte der Kleine Gott ein hohles Lachen und hüpfte fröhlich davon. Wie ein reicher Junge in kurzen Hosen. Er piffte, trat nach

Steinen. Quelle seiner brüchigen Hochstimmung war die relative Geringfügigkeit seines Unglücks. Und dann kletterte er den Leuten in die Augen und wurde zu einem ärgerlichen Blick.

Was Larry McCaslin in Rahels Augen sah, war überhaupt keine Verzweiflung, sondern eine Art erzwungener Optimismus. Und eine Leere, da, wo Esthas Worte gewesen waren. Man konnte nicht erwarten, dass Larry das verstand. Dass die Leere in einem Zwilling nur eine andere Version der Stille in dem anderen Zwilling war. Dass die beiden Dinge zusammenpassten. Wie aufeinanderliegende Löffel. Wie die Körper von Liebenden, die miteinander vertraut sind.

Nachdem sie geschieden waren, arbeitete Rahel ein paar Monate als Kellnerin in einem indischen Restaurant in New York. Und dann mehrere Jahre lang nachts als Kassiererin einer Tankstelle außerhalb von Washington, wo sie in einer kugelsicheren Kabine saß und Betrunkene sich bisweilen in die Schale für das Geld übergaben und Zuhälter ihr lukrativere Jobs anboten. Zweimal sah sie, wie Männer durch ein Autofenster erschossen wurden. Und einmal, wie ein Mann, der erstochen worden war, mit dem Messer im Rücken aus einem fahrenden Auto geworfen wurde.

Dann schrieb Baby Kochamma, dass Estha zurück-zurückgegeben worden war. Rahel gab ihren Tankstellenjob auf und war froh, Amerika verlassen zu können. Um nach Ayemenem zurückzukehren. Zu Estha im Regen.

In dem alten Haus auf dem Hügel saß Baby Kochamma am Esstisch und rieb die dicke, schaumige Bitterkeit aus einer alten Gurke. Sie trug ein schlaffes kariertes Nachthemd aus Krepp mit Puffärmeln und Gelbwurzflecken. Unter dem Tisch schwang sie ihre winzigen, pedikürten Füße wie ein Schulmädchen auf einem zu hohen Stuhl. Sie waren angeschwollen, mit Wasser gefüllt, und sahen aus wie kleine aufgeblasene Kissen in Fußform. In früheren Zeiten hatte Baby Kochamma darauf bestanden, jeden, der nach Ayemenem kam und große Füße hatte, bloßzustellen. Sie bat darum, seine Sandalen anprobieren zu dürfen, und sagte: »Schaut nur, sie sind viel zu groß für mich!« Dann hob sie ihren Sari ein Stückchen hoch und ging im ganzen Haus herum, damit alle ihre winzigen Füße bewundern konnten.

Sie bearbeitete die Gurke mit einer Miene kaum verhohlenen Triumphes. Es freute sie, dass Estha nicht mit Rahel gesprochen hatte. Dass er sie angesehen und geradewegs an ihr vorbeigegangen war. In den Regen hinaus. So wie er es bei allen anderen auch getan hatte.

Sie war dreiundachtzig. Ihre Augen verschwammen wie Butter hinter den dicken Brillengläsern.

»Ich hab's dir doch gesagt, stimmt's?«, sagte sie zu Rahel. »Was hast du erwartet? Eine Sonderbehandlung? Er hat den Verstand verloren, ich sag's dir! Er erkennt niemanden mehr! Was hast du denn geglaubt?«

Rahel erwiderte nichts.

Sie konnte den Rhythmus spüren, in dem Estha sich vor und zurück wiegte, und die Nässe des Regens auf seiner Haut. Sie hörte die heisere, verquirelte Welt in seinem Kopf.

Baby Kochamma warf einen beunruhigten Blick auf Rahel. Sie bedauerte bereits, ihr wegen Esthas Rückkehr einen Brief geschrieben zu haben. Aber was sonst hätte sie tun sollen? Sich für den Rest ihres Lebens mit ihm belasten? Warum sollte sie? Sie war nicht für ihn verantwortlich.

Oder doch?

Das Schweigen saß zwischen Großnichte und kleiner Großtante wie eine dritte Person. Ein Fremder. Aufgeschwemmt. Ungesund. Baby Kochamma ermahnte sich, nachts ihre Schlafzimmertür abzuschließen. Sie versuchte an etwas zu denken, was sie sagen könnte.

»Wie gefällt dir mein Bubikopf?«

Mit der Gurke in der Hand griff sie sich an ihren neuen Haarschnitt. Wo sie ihr Haar berührte, blieb ein Klecks bitteren Gurkenschaums zurück.

Rahel fiel nichts ein, was sie hätte sagen können. Sie sah Baby Kochamma dabei zu, wie sie die Gurke schälte. Gelbe Stückchen Gurkenschale klebten an ihrem Busen. Ihr Haar, tiefschwarz gefärbt, war auf ihrem Kopf arrangiert wie abgewickelt Garn. Das Färbemittel hatte die Haut auf ihrer Stirn blassgrau getönt, so dass sie einen schattenhaften zweiten Haaransatz zu haben schien. Rahel fiel auf, dass sie begonnen hatte, Make-up zu tragen. Lippenstift. Khol. Ein verstohlener Hauch Rouge. Und weil das Haus verschlossen und dunkel

war und weil sie ausschließlich an 40-Watt-Glühlampen glaubte, war ihr Lippenstiftmund auf ihrem richtigen Mund ein bisschen verrutscht.

Sie hatte im Gesicht und an den Schultern abgenommen, so dass sie nicht mehr wie eine runde Person aussah, sondern wie eine konisch geformte. Bei Tisch jedoch, wo man ihre ausladenden Hüften nicht sah, wirkte sie nahezu zerbrechlich. Das gedämpfte Licht im Esszimmer hatte die Falten in ihrem Gesicht ausradiert und ließ es – auf eine seltsame, eingefallene Art – jünger aussehen. Sie trug eine Menge Schmuck. Den Schmuck von Rahels toter Großmutter. Allen Schmuck. Funkelnde Ringe. Diamantene Ohrringe. Goldene Armreife und eine wunderschön gearbeitete, flache goldene Kette, die sie von Zeit zu Zeit berührte, um sich zu vergewissern, dass sie noch da war und ihr gehörte. Wie eine junge Braut, die ihr Glück nicht glauben konnte.

*Sie lebt ihr Leben rückwärts, dachte Rahel.*

Das war eine merkwürdig zutreffende Beobachtung. Baby Kochamma hatte ihr Leben tatsächlich rückwärts gelebt. Als junge Frau hatte sie der materiellen Welt entsagt, und jetzt, als alte Frau, schien sie sie in die Arme zu schließen. Es war eine wechselseitige Umarmung.

Mit achtzehn hatte sich Baby Kochamma in einen hübschen jungen irischen Benediktinermönch, Pater Mulligan, verliebt, der als Abgesandter seines Seminars in Madras ein Jahr in Kerala verbrachte. Er studierte Hinduschriften, um sie fachkundig anprangern zu können.

Jeden Donnerstagvormittag kam Pater Mulligan nach Ayemenem, um Baby Kochammas Vater zu besuchen, Reverend E. John Ipe, der Priester der Mar-Thoma-Kirche war. Reverend Ipe war in der christlichen Gemeinde wohlbekannt als der Mann, der vom Patriarchen von Antiochia, dem unabhängigen Oberhaupt der syrisch-christlichen Kirche, persönlich gesegnet worden war – eine Episode, die Bestandteil von Ayemenems Folklore wurde.

1876, als Baby Kochammas Vater sieben Jahre alt war, hatte ihn sein Vater nach Cochin mitgenommen, um den Patriarchen zu sehen, der den syrischen Christen Keralas einen Besuch abstattete. Sie standen ganz vorn in einer Gruppe von Menschen, zu denen der Patriarch von der westlichsten Veranda des Kalleney-Hauses sprach. Die Gelegenheit beim Schopfe packend, flüsterte der Vater seinem jungen Sohn etwas ins Ohr und stieß das Bürschchen vorwärts. Der zukünftige Reverend,

der, starr vor Angst, beinahe ins Stolpern geriet, presste seine entsetzten Lippen auf den Ring am Mittelfinger des Patriarchen und benetzte ihn mit Spucke. Der Patriarch wischte den Ring am Ärmel ab und segnete den kleinen Jungen. So kam es, dass Reverend Ipe, noch als er längst erwachsen und Priester war, *Punnyan Kunju* genannt wurde – der Kleine Gesegnete –, und die Menschen kamen mit Booten auf dem Fluss bis von Alleppey und Ernakulam, um ihre Kinder von ihm segnen zu lassen.

Obwohl ein erheblicher Altersunterschied zwischen Pater Mulligan und Reverend Ipe bestand und obwohl sie unterschiedlichen Bekenntnissen angehörten (deren einzige Gemeinsamkeit ihre gegenseitige Abneigung war), fühlten sich die beiden Männer in der Gesellschaft des jeweils anderen überaus wohl, und meist wurde Pater Mulligan dazu aufgefordert, zum Mittagessen zu bleiben. Von den beiden Männern bemerkte nur einer die sexuelle Erregung, die wie eine Flutwelle in dem schlanken Mädchen aufstieg, das sich lange, nachdem der Tisch abgeräumt war, in seiner Nähe aufhielt.

Zunächst versuchte Baby Kochamma Pater Mulligan mit wöchentlichen Vorstellungen geheuchelter Nächstenliebe zu verführen. Jeden Donnerstagvormittag um die Zeit, zu der Pater Mulligan eintraf, wusch Baby Kochamma zwangsweise ein armes Dorfkind neben dem Brunnen, mit harter roter Seife, die schmerzhaft über seine hervorstehenden Rippen schrubhte.

»Guten Morgen, Pater!«, rief Baby Kochamma, sobald sie ihn sah, mit einem Lächeln, das über den schraubstockhaften Griff, mit dem sie den seifenglitschigen Arm des dünnen Kindes festhielt, hinwegtäuschte.

»Ihnen auch einen Guten Morgen, Baby!«, sagte Pater Mulligan, blieb stehen und machte seinen Regenschirm zu.

»Es gibt da etwas, was ich Sie fragen wollte«, sagte Baby Kochamma. »In 1. Korinther, Vers 10,23 steht: ›Alles ist erlaubt, aber es frommt nicht alles.‹ Vater, wie kann Er *alles* erlauben? Ich meine, ich kann verstehen, dass Er *manches* erlaubt, aber –«

Pater Mulligan war mehr als nur geschmeichelt von den Gefühlen, die er in dem attraktiven Mädchen hervorrief, das mit bebenden, küssbaren Lippen und glühenden kohlschwarzen Augen vor ihm stand. Denn auch er war jung, und vielleicht merkte er nicht, dass seine